

EDWARD P. JONES

**DIE
BEKANNTE
WELT**

ROMAN

C L A S S E N

Edward P. Jones
Die bekannte Welt

EDWARD P. JONES

DIE BEKANNTE WELT

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Hans-Christian Oeser

Aktualisiert von Anna Jäger

claassen

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel *The Known World*
im Verlag Amistad/HarperCollins, New York.



claassen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN 978-3-546-10077-9

© 2003 by Edward P. Jones
© der deutschsprachigen Ausgabe 2005
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
© der deutschsprachigen Übersetzung by Hans-Christian Oeser
© der aktualisierten deutschsprachigen Neuausgabe 2023
by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*Meinem Bruder Joseph V. Jones
und, zum wiederholten Male,
dem Gedächtnis unserer Mutter
Jeanette S. M. Jones,
die in einer besseren Welt
so viel mehr erreicht hätte*

My soul's often wondered how I got over ...

Spiritual

Bei der vorliegenden Ausgabe handelt es sich um eine durchgesehene und geringfügig korrigierte Fassung der Übersetzung aus dem Jahr 2005. Ziel ist dabei eine Sprache, die den Gewaltstrukturen des Vergangenen wie des Gegenwärtigen Rechnung trägt.

Dabei wurden, dem Autor folgend und dem Sprachgebrauch der Zeit entsprechend, einige rassistische Bezeichnungen beibehalten – besonders wo es sich um Figurenrede und den Ausdruck der im gesellschaftlichen Alltag vorherrschenden rassistischen Hierarchien handelt.

INHALT

- 1 *Eine Liaison. Die Wärme der Familie. Stürmisches Wetter. II*
- 2 *Das Hochzeitsgeschenk. Erst das Mittagessen, dann das Frühstück. Gebete vor einer Opfergabe. 43*
- 3 *Ein Todesfall in der Familie. Wo Gott steht. Zehntausend Kämme. 71*
- 4 *Kuriositäten südlich der Grenze. Ein Kind kommt vom Weg ab. Die Erziehung des Henry Townsend. 127*
- 5 *Die Angelegenheit drüben in Arlington. Eine Kuh borgt sich ein Leben von einer Katze. Die bekannte Welt. 173*
- 6 *Eine erfrorene Kuh und ein erstarrter Hund. Eine Hütte im Himmel. Der Geschmack der Freiheit. 209*
- 7 *Hiob. Mischlingsbunde. Zum Abschied Schüsse. 256*
- 8 *Namensvettern. Scheherazade. Warten auf das Ende der Welt. 283*
- 9 *Verfallszustände. Ein bescheidener Vorschlag. Warum Leute aus Georgia geschäftstüchtiger sind. 317*

- 10 *Ein Plädoyer vor dem Ehrenwerten Gericht.
Durstige Erde. Sind Maultiere wirklich klüger
als Pferde?* **365**
- 11 *Ein Maultier erhebt sich. Von Leichen, Küssen und
Schlüsseln. Ein amerikanischer Dichter spricht von
Polen und der Sterblichkeit.* **392**
- 12 *Sonntag. Barnum Kinsey in Missouri. Begegnung
mit einer verloren geglaubten Angehörigen.* **412**

Meine herzallerliebste Schwester **438**

Personenverzeichnis **445**

1

Eine Liaison. Die Wärme der Familie. Stürmisches Wetter.

Am Abend, als sein Herr starb, arbeitete er wie immer weiter, nachdem er die anderen Erwachsenen, darunter seine Frau, nach beendetem Tagwerk hungrig und erschöpft zu ihren Hütten zurückgeschickt hatte. Die Kleinen, unter ihnen auch sein Sohn, waren etwa eine Stunde vor den Erwachsenen von den Feldern geschickt worden, um das späte Abendessen vorzubereiten und, falls genügend Zeit blieb, die letzten paar Minuten in der Sonne zu spielen. Als er, Moses, sich endlich von dem uralten, brüchigen Geschirr befreite, das ihn an das älteste Maultier seines Herrn fesselte, war von der Sonne nur noch ein schmaler Saum rot-oranger Erinnerung zu sehen, der zwischen zwei Bergen zur Linken und einem zur Rechten in reglosen Wellen über dem Horizont lag. Vierzehn lange Stunden hatte er auf den Feldern verbracht. Eingehüllt von der Abendstille, hielt er einen Moment inne, bevor er die Felder verließ. Das Maultier zitterte, es wollte nach Hause und sich ausruhen. Moses schloss die Augen, bückte sich, nahm eine Handvoll Erde auf und verzehrte sie ebenso gedankenlos, als wäre sie ein Stück Maisbrot. Er schob die Erde im Mund hin und her und schluckte sie hinunter, dabei neigte er den Kopf zurück und öffnete die Augen gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie sich der Sonnenstreif dunkelblau verfärbte und dann auflöste. Er war in der Gegend der einzige Mann, ob versklavt oder frei, der Erde aß; doch während die Sklavinnen, besonders die Schwangeren unter ihnen, sie aus einem unerklärlichen Bedürfnis nach

dem nährenden Etwas verspeisten, das Maiskuchen, Äpfel und Rückenspeck ihren Körpern vorenthielten, aß er sie nicht nur, um die Stärken und Schwächen des Ackers zu prüfen, sondern weil ihr Verzehr ihn an das Einzige band, das ihm in seiner kleinen Welt fast ebenso viel bedeutete wie das eigene Leben.

Es war Juli, und die Juli-Erde schmeckte fast noch stärker nach gesüßtem Metall als die Erde im Juni oder Mai. In den wachsenden Feldfrüchten wurde etwas Metallisches freigesetzt, das sich erst gegen Mitte August zu verströmen begann und sich zur Erntezeit ganz verflüchtigen würde, abgelöst von einem säuerlichen Moder, den Moses mit dem Nahen von Herbst und Winter verband, dem Ende einer Beziehung, die mit dem ersten Erdgeschmack im März, vor dem ersten heftigen Frühlingsregen, begonnen hatte. Jetzt, da die Sonne untergegangen war und ihn ein mondloses Dunkel angenehm umfing, lief er, das Maultier am Schwanz haltend, bis zum Ende der Furche. Auf der Lichtung ließ er den Schwanz los und ging um das Maultier herum zum Stall.

Das Maultier folgte ihm, und als Moses das Tier für die Nacht versorgt hatte und wieder ins Freie trat, roch er den kommenden Regen. Er atmete tief ein und spürte, wie die Luft ihn durchströmte. Da er sich allein glaubte, lächelte er. Er kniete nieder, um der Erde näher zu sein, und atmete ein weiteres Mal tief ein. Als die Wirkung nachzulassen begann, stand er schließlich auf und wandte sich, nun schon zum dritten Mal in dieser Woche, von dem Pfad ab, der zu der schmalen Gasse der Sklavenquartiere und zu seiner eigenen Hütte, seiner Frau und seinem Jungen führte. Seine Frau wusste bereits, dass sie mit dem Essen nicht auf ihn zu warten brauchte. In einer Mondnacht konnte er von der Gasse, die seine Welt war – Unterkunft, Verpflegung, Nachtruhe und das, was in vielen Hütten als Familienleben galt –, einige Rauchfahnen aufsteigen sehen. Er neigte den Kopf leicht nach rechts und glaubte den Lärm spielender Kinder zu hören, doch als er ihn wieder hob, vernahm er weit deutlicher den letzten Tagesvogel, der fernab, in dem kleinen Wäldchen links von ihm, sein Abendlied zwitscherte.

Moses lief geradeaus zum äußersten Rand der Maisfelder und zu einem Waldstück, das noch keinen rechten Ertrag geliefert hatte, seit sein Herr es einem bankrotten Weißen abgekauft hatte, der nach Irland zurückgekehrt war. »Ich hab's zu was gebracht da drüben«, hatte der Mann seine Verwandten in Irland angelogen, während seine todkranke Frau zusammengekrümmt neben ihm stand, »aber ich hab mich so nach euch gesehnt und nach dem Reichtum meiner Heimat.« Das nicht mehr als drei Morgen große Waldstück brachte weiches Blaugras hervor, das kein Tier anrührte, und zahlreiche Bäume, die niemand zu bestimmen vermochte. Kurz bevor Moses in den Wald trat, setzte der Regen ein, und während er weiterging, wurde der Regen immer stärker. Als er schon ein Stück weit im Wald war, strömte der Regen sintflutartig durch das mächtige Sommerlaub der Bäume, und nach einer Weile blieb Moses stehen, streckte die Hände aus und sammelte etwas Wasser, mit dem er sich das Gesicht wusch. Dann zog er sich splinternackt aus und legte sich hin. Damit der Regen nicht in seine Nase lief, rollte er sein Hemd zusammen und stopfte es sich unter den Kopf. Dadurch neigte sich dieser gerade so weit nach vorn, dass der Regen an Moses' Gesicht herabfloss. Als alter Mann, wenn das Rheuma seinen Körper in Ketten legte, würde er zurückblicken und sie Abenden wie diesen anlasten, Nächten, in denen er sich vollkommen vergaß und einnickte und erst am Morgen wieder zu sich kam, vom Tau bedeckt.

Der Erdboden war fast aufgeweicht. Das Laub schien den heftigen Fall des Regens zu mildern und auf seinen Körper und sein Gesicht nicht stärker einzuprasseln als sanftes Fingergetrommel. Er öffnete den Mund: Es geschah nur selten, dass er und der Regen sich so begegneten. Die Augen behielt er offen, und nachdem er sich, ohne den Kopf zu wenden, in alle Richtungen umgeschaut hatte, nahm er sein Ding in die Hand und tat es. Als er nach nur wenigen rhythmischen Bewegungen fertig war, schloss er die Augen, legte sich auf die Seite und döste vor sich hin. Nach etwa einer halben Stunde hörte der Regen unvermittelt auf, es trat eine tiefe Stille ein, und diese Stille weckte ihn. Widerstre-

bend wie immer rappelte er sich auf. Um seinen Körper herum war alles Schlamm und Laub und abgebrochene Zweige, denn ein Wind hatte den Regen durch den Wald gejagt. Als er sich mit der Hose abwischte, musste er daran denken, wie er das letzte Mal so dagelegen hatte. Damals hatte der Regen lange genug angedauert, um ihn sauber zu waschen. Und er war von einem noch größeren Glücksgefühl erfasst worden, lachend war er so ungestüm herumgewirbelt, dass ein Beobachter es für eine Art Tanz hätte halten können. Er wusste es nicht, doch genau in diesem Augenblick beobachtete ihn Alice, eine Frau, von der es hieß, sie habe den Verstand verloren. Zum ersten Mal in den sechs Monaten, da sie nachts umherirrte, war sie auf ihn gestoßen. Selbst wenn er sie in der Nähe gewusst hätte – so viel Verstand, um zu durchschauen, was er da trieb, hätte er ihr nicht zugetraut; zu fest hatte, wie man sich erzählte, das Maultier sie getreten, damals auf der Pflanzung in einem fernen County, an dessen Namen nur sie sich erinnerte. In ihren lichtereren Momenten, die, seit Moses' Herr sie gekauft hatte, nur noch sehr selten waren, konnte Alice jenen Sonntag, als das Maultier ihr einen Tritt gegen den Kopf versetzt und sie um den gesunden Menschenverstand gebracht hatte, in allen Einzelheiten schildern. Niemand zog ihre Geschichte in Zweifel, da sie so anschaulich, so traurig war – eine weitere Sklavin ohne Freiheit, und jetzt war ihr Verstand so verwirrt, dass sie durch die Nacht irrte wie eine Kuh ohne Glocke. Den Ort, aus dem sie stammte, kannte niemand gut genug, um zu wissen, dass ihr früherer Herr panische Angst vor Maultieren gehabt hatte und deshalb auf seinem Hof keine hielt; sogar Bilder von Maultieren und Bücher über sie hatte er aus seiner kleinen Welt verbannt.

Moses verließ den Wald und schritt durch noch tiefere Finsternis zu den Quartieren. Er brauchte keinen Mond, der seinen Weg erhellte. Er war fünfunddreißig Jahre alt und jede Minute seines Lebens jemandes Sklave gewesen, erst der Sklave eines Weißen, dann der Sklave eines anderen Weißen und jetzt, seit nunmehr fast zehn Jahren, Sklavenaufseher eines schwarzen Herrn.

Caldonia Townsend, die Gattin seines Herrn, hatte in den vergangenen sechs Tagen und Nächten, da ihr Mann seine schwere Todesreise antrat, nur ein wenig dösen können. Ihrer Mutter zu Gefallen, die an die Zauberkunst der Weißen glaubte, war am Morgen des ersten Tages der Arzt der Weißen eingetroffen, doch der hatte lediglich verkündet, Moses' Herr, Henry Townsend, leide unter einem schlimmen Anfall, von dem er alsbald genesen werde. Weiße und Schwarze hatten unterschiedliche Krankheiten; von jemandem, der sich auf die einen spezialisierte, wurde nicht verlangt, dass er sich auch bei den anderen auskannte, und das hätte Caldonia, wie er meinte, wissen können, auch ohne es eigens gesagt zu bekommen. Falls ihr Mann im Sterben lag, wusste der Arzt jedenfalls nichts davon. Und in der Hitze des Tages fuhr er wieder fort, nicht ohne von Caldonia 75 Cent eingestrichen zu haben, 60 Cent dafür, dass er Henry untersucht hatte, und 15 Cent für die Strapazen, die er, sein Einspanner und sein einäugiges Pferd auf sich genommen hatten.

Henry Townsend – ein Schwarzer von einunddreißig Jahren mit dreiunddreißig Sklaven und mehr als fünfzig Morgen Land, was ihn in Manchester County, Virginia, weit über viele andere, ob weiß oder schwarz, erhob – saß die letzten Tage vor seinem Tod meist im Bett, löffelte wässrige Hafergrütze und blickte aus dem Fenster auf Ländereien hinaus, die er, wie seine Frau Caldonia ihm versicherte, bald wieder zu Fuß und zu Pferde durchstreifen würde. Aber sie war jung, voll naiver Lebenskraft und hatte bis dahin nur einen Tod miterlebt, den ihres Vaters, der von der eigenen Frau heimlich vergiftet worden war. Am vierten Tag seiner Todesreise fand Henry es mühsam, aufrecht zu sitzen, und legte sich hin. Die Nacht verbrachte er damit, seine Frau zu beruhigen. »Mir tut nichts weh«, sagte er mehr als einmal an jenem Tag, einem Tag im Juli 1855. »Mir tut wirklich nichts weh.«

»Würdest du's mir denn sagen?«, fragte Caldonia. Es war gegen drei Uhr morgens, rund zwei Stunden nachdem sie Loretta, ihre von Henry in die Ehe eingebrachte persönliche Dienerin, für den Abend entlassen hatte.

»Es war noch nie meine Art, dir die Wahrheit zu verschweigen«, sagte Henry an jenem vierten Abend. »Und jetzt fang ich damit auch nicht mehr an.« Mit zwanzig, einundzwanzig Jahren war er in den Genuss einer Ausbildung gekommen und gerade hinreichend geschult, um eine Ehefrau wie Caldonia zu würdigen, eine frei geborene Schwarze, die von klein auf Schulunterricht bekommen hatte. Eine Frau zu finden hatte auf der Liste mit Dingen, die er in seinem Leben zu tun beabsichtigte, ganz am Ende gestanden. »Warum gehst du nicht ins Bett, Schatz?«, fragte Henry. »Ich fühl, wie mich der Schlaf überkommt, und du brauchst nicht zu warten, bis er da ist.« Er lag in dem Zimmer, das die Haussklaven das »Zimmer zum Kranksein und« Wiedergesundwerden nannten und in das er am ersten Tag seiner Krankheit umgezogen war, um Caldonia nachts mehr Ruhe zu gönnen.

»Ich bin gern hier«, antwortete sie. Die Nacht war kühler geworden, und er trug frische Nachtgewänder, nachdem er die, die ihm gegen neun Uhr angezogen worden waren, durchgeschwitzt hatte. »Soll ich dir vorlesen?«, fragte Caldonia. Um die Schultern trug sie ein Tuch aus Spitze, das Henry in Richmond gesehen hatte. Er hatte einen weißen Knaben dafür bezahlt, in das Geschäft des weißen Mannes zu gehen und es an seiner statt zu kaufen, da der Laden schwarze Kunden nicht bediente. »Ein bisschen Milton? Oder die Bibel?« Sie hatte es sich in einem großen, mit Pferdehaar gepolsterten Sessel bequem gemacht, den sie an sein Bett gerückt hatte. Zu beiden Seiten des Bettes standen kleine Tischchen, gerade groß genug für ein Buch und einen Kandelaber mit drei Kerzen, die so dick waren wie das Handgelenk einer Frau. Der Kandelaber auf der rechten Seite war erloschen, in dem linken brannte nur noch eine Kerze. Der Kamin war erkaltet.

»Von Milton hab ich genug«, sagte Henry. »Und die Bibel hör ich lieber tagsüber, wenn die Sonne scheint und ich alles sehen kann, was Gott mir geschenkt hat.« Zwei Tage vorher hatte er seine Eltern nach Hause geschickt, es gehe ihm schon besser, und er hatte wirklich eine deutliche Besserung verspürt, doch schon am nächsten Tag, als seine

Eltern bereits wieder zu Hause waren, hatte sein Gesundheitszustand sich erneut verschlechtert. Seinem Vater stand er schon seit über zehn Jahren nicht mehr sonderlich nahe; wenn dieser jedoch erfuhr, dass sein eigen Fleisch und Blut erkrankt war, bewies er genügend Stärke, um die Enttäuschung über seinen Sohn vorübergehend zu vergessen. Tatsächlich hatte sein Vater ihn immer nur dann auf der Plantage besucht, wenn es ihm schlecht ging. Im Lauf von etwa zehn Jahren sieben Mal. Wann immer Henrys Mutter allein zu Besuch kam, ob er nun krank war oder nicht, übernachtete sie im Haus, nur zwei Türen von Henrys und Caldonias Zimmer entfernt. An dem Tag, als Henry seine Eltern bat, wieder heimzufahren, waren sie nach oben gekommen und hatten ihm jeder einen Abschiedskuss auf das lächelnde Gesicht gedrückt, seine Mutter auf die Lippen und sein Vater auf die Stirn, so wie sie es seit Henrys Kindertagen gehalten hatten. Seine Eltern hatten noch nie gemeinsam in dem Haus genächtigt, das er mit Moses, dem Sklaven, gebaut hatte, sondern es immer vorgezogen, in irgendeiner leer stehenden Hütte in den Quartieren zu schlafen. Und so würden sie es auch halten, wenn sie kämen, ihr einziges Kind zu begraben.

»Soll ich singen?«, fragte Caldonia, streckte den Arm aus und berührte seine Hand, die auf der Bettkante ruhte. »Soll ich dir vorsingen, bis die Vögel erwachen?« Sie war von einer freigelassenen Schwarzen unterrichtet worden, die ihrerseits in Washington, D.C., und in Richmond erzogen worden war. Nach einem Besuch bei den Townsends drei Tage zuvor war diese Frau, Fern Elston, auf ihre eigene Plantage in Manchester County zurückgekehrt, um weiterhin einen Teil ihres Lebensunterhalts mit Unterricht für freigelassene schwarze Kinder zu verdienen, deren Eltern es sich leisten konnten. Caldonia sagte: »Du glaubst, du hättest alle meine Lieder schon gehört, Henry Townsend, aber das hast du nicht. Hast du wirklich nicht.« Fern Elston hatte einen Mann geheiratet, der angeblich Farmer, in Wirklichkeit jedoch mit ganzer Seele Glücksspieler war, und in jenen Augenblicken, da sie ihre Liebe zu vergessen vermochte und ihren Mann als das erkannte, was er

war, sagte sich Fern, er werde sie noch einmal ins Armenhaus bringen. Fern und ihr Mann hatten zwölf Sklaven in ihrem Besitz. 1855 gab es in Manchester County, Virginia, vierunddreißig Familien freier Schwarzer, bestehend aus Mutter, Vater und einem oder mehreren Kindern; acht von diesen freien Familien besaßen Sklaven, und alle acht wussten übereinander Bescheid. Als der Krieg zwischen den Staaten ausbrach, verringerte sich die Anzahl der sklavenhaltenden Schwarzen in Manchester auf fünf. Einer von diesen war ein ausgesprochen mürrischer Mann, der, zufolge der amerikanischen Volkszählung von 1860, rechtmäßiger Besitzer seiner Frau, seiner fünf Kinder und seiner drei Enkelkinder war. Für Manchester County ergab die Volkszählung von 1860 insgesamt 2670 Sklaven, doch an dem Tag, als der Volkszähler, ein gottesfürchtiger Bundesvollzugsbeamter, seinen Bericht nach Washington, D.C., absandte, hatte er mit seiner Frau gestritten und sich völlig verrechnet, weil er versäumte, die Eins im Sinn zu behalten.

Henry sagte: »Nein. Das Singen sparst du dir lieber für ein anderes Mal auf, Schatz.« Am liebsten hätte er mit ihr geschlafen, sich aus eigener Kraft von seinem Krankenlager aufgerafft und seine Frau zu sich in das Bett geholt, in dem sie ihr ganzes Eheleben über glücklich gewesen waren. Bei seinem Tod, am siebenten Tag spätabends, würde Fern Elston mit Caldonia in seinem Sterbezimmer weilen. »Ich habe immer gefunden, dass du recht daran getan hast, ihn zu heiraten«, würde Fern in den ersten Phasen ihrer Trauer um Henry, einen ehemaligen Schüler, sagen. Nach dem Krieg zwischen den Staaten würde sie einem Verfasser von Flugschriften, einem weißen Einwanderer aus Kanada, erzählen, Henry sei der begabteste unter ihren Schülern gewesen, weshalb sie ihn auch kostenlos unterrichtet habe. Loretta, Caldonias Dienerin, würde bei Henrys Tod ebenfalls zugegen sein, aber stumm bleiben. Nach einer Weile würde sie ihrem Herrn lediglich die Augen zudrücken und sein Gesicht mit einer Patchworkdecke verhüllen, einem Weihnachtsgeschenk dreier Sklavinnen, das diese in nur vierzehn Tagen angefertigt hatten.

Moses lief durch die Gasse der Sklavenquartiere zu seiner Hütte, die dem Haus, in dem sein Herr und seine Herrin wohnten, am nächsten lag. Auf einem feuchten Baumstumpf vor der Hütte nebenan saß Elias und schnitzte aus einem Stück Kiefernholz den Leib einer Puppe – ein Geschenk für seine Tochter, das erste, das er ihr je machen würde. An einem Nagel neben der Tür hing eine Lampe, deren Licht jedoch am Erlöschen war, und so arbeitete er fast blind. Aber seine Tochter und seine beiden Söhne, der eine erst dreizehn Monate alt, bedeuteten ihm Himmel und Erde, und irgendwie drang das Messer immer genau an der richtigen Stelle ins Kiefernholz und begann wie von selbst, das rechte Auge der Puppe zu formen.

Als er nur noch wenige Schritte von Elias entfernt war, sagte Moses: »Morgen früh musst du das Maultier holen.«

»Ich weiß«, antwortete Elias. Moses war nicht stehen geblieben. »Ich tu keiner Menschenseele was zuleide«, sagte Elias. »Ich schnitz nur ein bisschen Holz.« Jetzt blieb Moses stehen und sagte: »Von mir aus kannst du Gottes Thron schnitzen. Ich hab gesagt, morgen früh musst du das Maultier holen. Das Maultier schläft schon, vielleicht solltest du's ihm nachtun.« Elias antwortete nicht und rührte sich nicht. Moses sagte: »Ich sitz dir dicht im Nacken, Bürschchen, das scheinst du vergessen zu wollen.« Elias war Moses ein Dorn im Auge – schon damals, als Henry Townsend mit Elias vom Sklavenmarkt zurückkam, einem eintägigen Markt am östlichen Stadtrand von Manchester, der zweimal im Jahr unter freiem Himmel abgehalten wurde, einmal im Frühjahr und einmal im Herbst nach der Ernte. Genau an dem Tag, als Elias von Henry gekauft worden war, hatten einige Weiße sich mit dem Gedanken getragen, eine feste Halle für den Sklavenmarkt zu bauen – es war das Jahr, in dem es den ganzen Frühling über geregnet hatte, auch an den Markttagen. Infolgedessen hatten viele Weiße sich eine Erkältung zugezogen. Eine Frau war sogar an Lungenentzündung gestorben. Doch im Herbst darauf hatte Gott sich großzügig gezeigt, jeder segensreiche Tag war wie geschaffen, Sklaven zu kaufen und zu verkaufen, und kein Mensch

sprach mehr davon, einen festen Bau errichten zu wollen, so schön war das Dach, das der Herrgott selbst dem Markt bereitet hatte.

Jetzt sagte Moses zu Elias: »Wenn du nicht bei Sonnenaufgang hier auf mich wartest, wird dich nicht mal Massa Henry retten.« Moses ging weiter zu seiner Hütte. Er war der erste Sklave, den Henry Townsend erworben hatte: \$ 325 und ein Übereignungsvertrag von William Robbins, einem Weißen. Moses brauchte mehr als zwei Wochen, bis er begriffen hatte, dass niemand einen Scherz mit ihm trieb und dass es in der Tat ein Schwarzer war, zwei Schattierungen dunkler als er, der ihn mitsamt dem Schatten, den er warf, in Besitz genommen hatte. Als er in den ersten Wochen nach seinem Kauf neben Henry in einer Hütte schlief, hatte Moses überlegt, dass eine Welt, die ihn zum Sklaven eines Weißen machte, schon sonderbar genug war, dass Gott sie jedoch vollkommen durcheinandergerüttelt und -geschüttelt hatte, als er Schwarzen zugestand, ihresgleichen zu besitzen. Kümmerte sich Gott da oben eigentlich überhaupt noch um seine Angelegenheiten?

Mit einem Fuß stupste Elias die Holzspäne von seinem anderen Fuß und fing wieder zu schnitzen an. Das rechte Bein der Puppe machte ihm Mühe. Er wollte, dass die Figur rannte, hatte das Knie aber nicht so zurechtschnitzen können, dass es angewinkelt wirkte. Jemand, der die Puppe sah, mochte denken, dass sie still stand, und das wollte er nicht. Er hatte Angst, mit einem neuen Stück Holz beginnen zu müssen, falls er das Knie nicht bald richtig hinbekam. Ein brauchbares Stück Holz zu finden wäre nicht leicht. Aber seine Frau Celeste konnte ihr Bein schließlich auch nicht richtig anwinkeln, also kam's auf lange Sicht vielleicht auch bei der Puppe nicht darauf an. Celeste hatte von Anfang an gehinkt, von ihrem ersten Schritt in diese Welt an.

Als Moses in seine Hütte trat, erwarteten ihn Düsternis und eine kalte Feuerstelle. Elias' Lampe draußen schwankte hin und her, und ihr Licht wurde noch trüber. Elias hatte noch nie an einen vernünftig denkenden Gott geglaubt, daher hatte er eine Welt, in der Schwarze Sklavenbesitzer sein konnten, nie hinterfragt, und wären ihm in diesem